Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 21 (1931)

Heft: 31

Artikel: Die unterbrochene Rheinfahrt

Autor: Schäfer, Wilhelm

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-641122

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die unterbrochene Rheinfahrt.

Von Wilhelm Schäfer.

I.

Vor dreißig Jahren, als auf dem Rheinstrom noch die Wirtshausromantik mit Gesang und Böllerschüssen spazieren fuhr, kam mit dem Abendschiff von Bingen abwärts ein junger Basler, der in Bonn studieren sollte und — seit dem Morgen auf der Flucht vor seinem Hauslehrer — diesen Schwall betrunkener Fröhlichkeit viel heftiger als andere empfand.

Auch noch auf dieser Reise und als Student stündlich zwar nicht in enger, doch ängstlich mahnender Obhut zu sein, das hatte ihn verdrossen; als sein Begleiter die durch späte Lektüre halb versäumte Nacht im Morgenschlaf nachholte, war er mit seinem Ranzen aus dem Hof von Holland in Mainz entwichen und auf dem Frühschiff, erst im kühlen Nebel, hernach in dampfender Sonne, durch den Rheingau gefahren. In Bingen hatte er den Hügel der Rochuskapelle nicht versäumt und angesichts der „hochgesegneten Gebreite" die Schilderungen Goethes gelesen, die ihm von seinem Hauslehrer in einer alten Taschenausgabe vorsorglich mit auf die Reise gegeben waren. Die mineralogische Belehrung darin war ihm kaum anders als ein Teil der unaufhörlichen Belästigung mit ungewünschten Kenntnissen erschienen, der er sich seit dem frühesten Knabenalter ausgeliefert sah. Das Schicksal des heiligen Rochus, wie er als Pilger unerkannt in seine eigene Grafschaft heimkehrte und als Spion im Kerker — fast zu seinem Vergnügen — Leiden auf sich nahm, denen er bei seinem Stand mit einem Wort entgehen konnte, hatte ihn mit besonderer Wehmut berührt, der die Freude und den Verdruß nach einem ausgeklügelten Stundenplan täglich in gleichen Portionen zugeteilt bekam. Die freche Weinpredigt des Weihbischofs aber und den Bericht von der Trinklustigkeit der rheinischen Bevölkerung sah er staunend jetzt auf dem Schiff als einen Zustand der Welt bestätigt, darin er immer noch ein träumender Fremdling war.

Er hatte wohl am Mittag in einer Binger Weinstube mit übermütiger Erwartung eine Flasche von dem bernsteingelben Traubensaft fast leer getrunken, war jedoch nur taumelig im Kopf und matt in den Knien davon geworden, so daß er nun noch weniger verstand, wie diese Menschen daraus zu Lärm und Lustigkeit kamen. So ging er auf dem Schiff, das häufig anhielt und Weiber mit Marktkörben, Fässer, Landleute und Reisende in bunter Fülle einlud, als ein einsamer Gast ziellos umher, stand viel an der Maschine, wo die mattblanken Kolbenstangen ihre Leiber rastlos auf- und niederwarfen, auch vorn am Bug, wo das graugrüne Wasser zu Schaum zerschnitten wurde und die Matrosen zwischen Ketten und Drahtseilen mit den Flaggenzeichen und der Schiffsglocke ihre Wirtschaft hatten. Mehr als früher kam ihm bei dieser Fahrt zumut, wie sehr er in der gleichen Lebensfülle, in der die andern als ein Teil von ihrer fröhlichen Bewegung schwammen, in der selbst die Ufer als eine Folge lustiger Kulissen mit Kribben, Pappeln, moosigem Gemäuer und Schieferhängen vorüberzogen: einsam und angekettet wie eine der roten Bojen unterwegs oder noch trauriger als sie war — weil sie doch wenigstens im Drang der Strömung tanzten und den Strom zu langen Schaumfurchen zerrieben, indessen er ganz wirkungslos seine Gänge machte und kaum anders wahrgenommen wurde, als daß ihm einer der Vielbeschäftigten, mit einer Flasche oder Bowle kommend, in den Rücken stieß.

Es war fast so, daß er — der als der frühverwaiste Neffe eines elsässischen Fabrikanten auf sein dereinstiges Vermögen zwar mit Sorgfalt, doch ohne Liebe erzogen wurde — sich schon wieder nach seinem Hauslehrer sehnte, den er in Mainz als lästig hinterlassen hatte; da der sich nun doch als die einzige Verbindung mit dieser fremden Menschenwelt für ihn erwies. So traurig fühlte er seine Einsamkeit inmitten einer von Lärm und Lustigkeit erfüllten Welt, wobei freilich ihm unbewußt der schwere Wein als sanfte Melancholie nachwirkte, daß er ein paarmal nach Jünglingsart erwog, sich in den Schaum am Radkasten vor aller Augen hinunterzuwerfen, damit sie wenigstens einmal um ihn zusammenliefen. Sie saßen aber alle fest bei ihrem Wein und das Gestampf der Maschine ging so unbewegt, daß er erwarten mußte, selbst dann noch unbemerkt ins Wasser zu sinken, indessen dieser Lebenskasten mit seiner Fülle lärmend stromabwärts schwamm.

Es war darüber aus einem dunstig besonnten Nachmittag schon der Anfang eines farbigen Abends geworden, darin die Weinberge zur Rechten mit ihren waldigen Kuppen warm zu leuchten begannen, während die Felsen zur Linken übers Tal hinüber Schattenzinken an ihre Hänge malten und der Strom in einer blauen Glätte trotz seiner Strömung wie ein stehendes Gewässer erschien, in dessen Frieden das Schiff mit polternden Schaufelrädern, mit Fahnen, wehendem Rauch und immer ärgerem Lärm hineinfuhr.

Am ausgelassensten war es im Vorderdeck, wo zwischen Körben und flaschenbedeckten Tischen die Menschen enger gedrängt als hinten beieinander saßen. Er merkte wohl an dem Gelächter und sah es den Gesichtern an, so oft er unschlüssig spähend dahin kam, daß es nicht sanft zuging; doch im Salon zu sitzen, wo andere gleich ihm in Einsamkeit verpackt die Reise taten, und wo er sicher mit seinem Hauslehrer gesessen hätte, über die Landschaft als Gestein und und den historischen Charakter der Bauart belehrt: war ihm noch mehr zuwider. Als er darum vorn noch einen Sitz am Schiffsrand offen fand, neben einer Frau mit schwarzem Federhut und einem Kleid von bäurisch grüner Farbe, die abgewandt ins Wasser sah — dicht hinter einem Kerl mit rotem Schnauzbart, der einen ganzen Tisch mit Witzen zu unterhalten schien, daß immer wieder das Gelächter losknatterte — setzte er sich entschlossen hin, zum wenigsten als Zuhörer dabei zu sein. Er merkte bald an ihrer Sprache, daß es Westfalen waren, Männer und Frauen, die im Kohlenland da unten kleine Geschäfte haben mochten und hier für ein paar Tage den Zwang und die Last daran vergaßen; doch was sie sagten und worüber sie so lachten, verstand er mit seinen Basler Ohren nicht. So war es ihm recht, als sie der Loreley zuliebe von ihren Witzen ließen und sich im Uebermut umarmend das rätselhafte

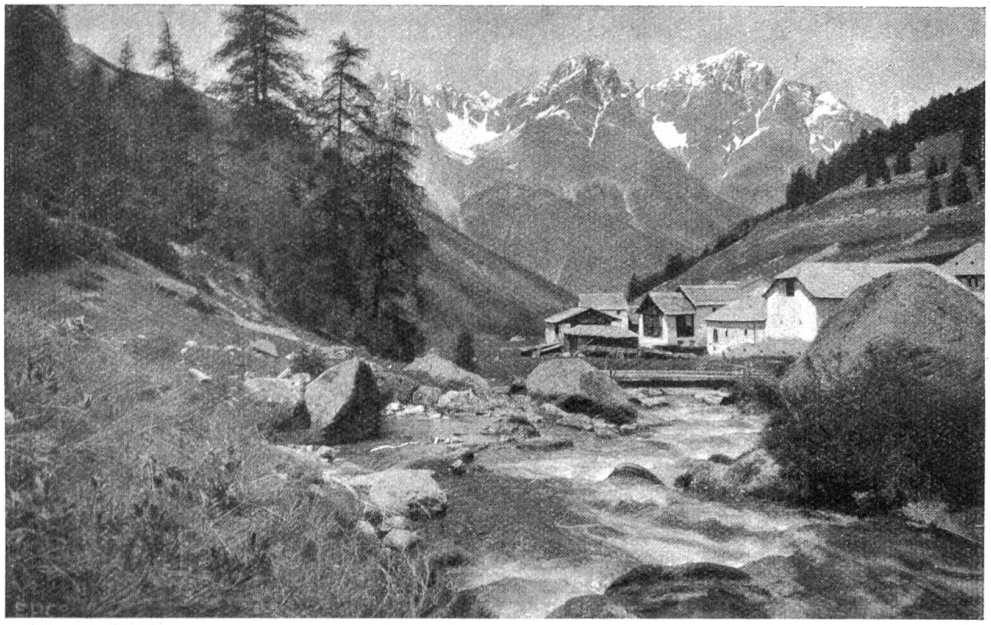
Ad. Bürki. 1. August-Feier.

Lied anstimmten, darin der Lärm aus Lustigkeit zur schwärmerischen Wehmut umschlug. Als das ganze Vorderdeck allmählich einzufallen schien in den Gesang, summte er dreist mit und war auf seine Art zufrieden, doch einen Anschluß an ihre Fröhlichkeit zu haben.

Mitten in den Gesang hinein aber platzte ein Kanonenschuß, der von irgend einem übermütigen Gast bestellt und bezahlt das berühmte Echo der Felsen wecken sollte: von den Sängern mit Gejohl begrüßt, ihm aber so unerwartet, daß er mit beiden Händen rückwärts nach dem Sitz der Lattenbank griff und dabei gleich in einen noch größeren Schrecken kam, indem er mit der Linken an eine Menschenhand geraten war und zwar, wie er sogleich erfuhr, an die der blaugrünen Frau neben ihm. Sie hatte selber wohl erschrocken von dem Schuß ihre Hand auf die Bank gelegt; jetzt wandte sie sich um und er sah, an was für eine Nachbarin er ohne Absicht geraten war: nach ihrer Kleidung eine Kleinbürgerfrau und augenscheinlich auf der Heimfahrt von einer Reise begriffen, nach ihrem bräunlichen Gesicht aber eine von den rheinischen Römerinnen, wie er sie schon in Mainz und Bingen auf der Straße gesehen hatte. Die grelle Abendsonne, flach unter dem Leinwanddach einfallend, mochte den Messingglanz der sommersprossigen Haut noch steigern; die Schwärze ihres Haares und die dicken Brauen über den großen stumpfen Augen gaben eine so auffällige Rahmung dazu, daß er sie lange verblüfft anstarrte und sich aus diesem unvermuteten Zusammenprall der Blicke erst befreien konnte, indem er aufstand.

Sie zog die Hand nicht einmal fort, sah wieder abgewandt wie vorher apathisch in den Strom, an dem nun rasch die andere Seite der Lorelei — von den Reisenden angestaunt — ihre Felsbreite entwickelte; so konnte er beobachten, daß diese Hand für eine Kleinbürgerfrau auffällig geschont und mit einem Rubin von gutem Schliff geschmückt war. Er hätte sich nicht wieder hingesetzt, doch machte ihm die Frau an ihr Gepäck aufrückend Platz. Er dankte artig und obwohl sie ihn darauf nur schweigend ansah, kam er doch ins Gespräch mit ihr; zuerst nur so, daß er nach Fragen suchte, die sie nicht gleich verstand und mehr belustigt über seine Schweizersprache als mit Worten beantwortete. Weil er sich aber, einmal so weit aus seiner Scheu, zusammennahm und dreist weiter fragte, tat sie den Mund doch auf und jetzt war es an ihm, den rheinischen Singsang ihrer Stimme komisch zu finden. Er erfuhr, daß sie in ihrer Heimat auf dem Hunsrück zur Frühkirmes gewesen wäre und nun zurück nach Klingenbach den Rhein hinunter fuhr, wo sie verheiratet war. Aus einem Gefühl der Rechtschaffenheit erzählte er dann auch von sich; aber es wurden, weil er sich seines Hauslehrerelends schämte, lauter Lügen von einer Geschäftsreise daraus. Obwohl er nach der Art schüchterner Menschen ein spöttischer Beobachter seiner eigenen Gefühle war, tat es ihm wohl, inmitten von dem lärmenden Menschenschwall mit einer so seltsamen und auch wohl schönen Frau dahin zu fahren, zumal ihr augenscheinlich sein Wesen nicht zuwider und seine artige Aufmerksamkeit ein deutliches Vergnügen war.

So saß er enttäuscht, als sie nach ihrer Tasche griff, die von gutem Rindleder war und nicht oft gebraucht schien: Das ist Klingenbach, sagte sie auf seine stumme Frage, während auch schon die Schiffsglocke angeschlagen wurde und der Dampfer schütternd ans Land hielt. Es war grau geworden, als er aufsah, und von den Ufern stachen schon die ersten spitzen Lichter in den Abend; wie wenn aus einer Röhre Sand zu einem Kegel ausgelaufen wäre, hob sich ein dunkler Burgberg über dem Ort: die Bleyburg, fügte sie hinzu und wollte gehen. Er aber, dem sie unmerklich aus seiner einsamen Scheu geholfen hatte, stellte sich betroffen ihr in den Weg, als ob er sie aufhalten könnte; sie schien es nicht zu bemerken, nickte ihm noch einmal gleichmütig zu mit einem schwarzen Seitenblick, bevor sie um den Tisch der Westfalen herum dem Ausgang zuging, wo sich ein Trupp Fahrgäste drängte, wie wenn es in dem kleinen Ort Anschlüsse zu versäumen gäbe. Sie wiegte mit den Schultern und trug den Kopf so vorgebeugt, daß ihr das Haar wie eine Last im Nacken lag, auch überragte



Scarl im Nationalpark.

ihr Federhut die andern im Gedränge: er hatte selten mit einer Frau gesprochen und keine hatte ihm das Geheimnis ihres Körpers so deutlich gemacht wie sie, die ganz mit ihrer großen Gestalt davon erfüllt gewesen war.

Während er noch ohne Fassung in den Salon zurückging, wo er die Reisenden zum Teil schon eingeschlafen auf den Polsterbänken sah — nur ein Hochzeitspärchen kicherte miteinander — während er im Strudel hilfloser Gedanken an das fremde Hotel in Koblenz dachte und daß ihn dort womöglich oder sicher sein Hauslehrer schon abfassen würde, hing sich die Sehnsucht an ihren letzten Blick, als ob ihm darin ein Abenteuer gewinkt hätte. Einem Einfall und seinem Instinkt folgend, dem er sich seit seiner Flucht immer deutlicher preisgegeben sah, griff er, das letzte Zögern überwindend, nach seinen Sachen und kam noch, als die letzten schon wieder eingestiegen waren, glücklich hinaus. Die Matrosen hatten gerade dem Brückenwärter den Landungssteg zurück schieben wollen, und der Kontrolleur, der sein Billett nicht mehr gesehen hatte, fluchte hinter ihm her; indessen klatschten die Seile ins Wasser, ein Kommando, vom Kapitän durchs Sprachrohr in den Maschinenraum gerufen, klang deutlich heraus, die Schaufelräder setzten ein und in einem Schwall von Schaum zog das stiller gewordene Schiff in das dunkle Strombett hinunter, farbige Lichtschlangen hinter sich lassend. (Fortsetzung folgt.)

Bären im Schweizerischen Nationalpark?

Vor einiger Zeit erschien im „Sonntagsblatt der Basler Nachrichten" in einem Aufsatz, betitelt: „Wanderfahrten im amerikanischen Westen — aus den Erinnerungen einer Schweizerin", unter anderm auch eine Schilderung des kalifornischen Nationalparkes Josemite. Die Verfasserin verbrachte daselbst einige Wochen in einem sogenannten Camp (einer Art Zeltlager der Parkbesucher) und beobachtete dabei vor allem auch das Tun und Treiben der Tiere, welche jenen Park bevölkern. Besondere Aufmerksamkeit schenkte sie den Bären, die daselbst in großer Zahl vorhanden sind. Sehr anschaulich weiß sie über ihre bezüglichen Erfahrungen zu berichten was folgt:

„Großes Hallo entsteht, wenn ein Bär sich ins Camp verirrt. Alle Kinder rennen hinter ihm her, bringen ihm Futter und wollen ihn veranlassen, das Männchen zu machen. Etwas weniger amüsant ist es, nachts mit dem Besuch eines braunen Gesellen beehrt zu werden. Ein altes Fräulein, mit der ich mich angefreundet hatte, erwachte einmal von einem fürchterlichen Lärm gerade noch rechtzeitig, um zu sehen, wie ein großer Bär mit ihrem Speiseschränkchen im Arm davon rannte. Alles Schreien, Rufen, Steinewerfen nützte nichts. Ich glaube, sie hat den Verlust von Eiern, Konfitüre, Butter, Speck, Zukker und Kakao heute noch nicht verschmerzt. Oft wachte ich auf, wenn der Deckel des großen Abfallkübels am Wege mit Krach abgehoben und weggeworfen wurde, und nachher hörte ich „seinen" schweren Atem, wenn er an einem Zelt vorüber ging, und sah am Morgen die Fußspuren. Doch so sehr sich andere über die frechen Bären beschwerten, ich konnte immer noch vergnügt sagen: „Geht vorbei und schaut nicht rein", und bildete mir ein, gefeit zu sein gegen Ueberfälle, weil meine Lebensmittel gut verpackt seien und die Bären nicht durch ihren Geruch anlockten. Im Herbst werden sie immer hungriger und gefräßiger, um sich vor dem Winterschlaf tüchtig heraus zu füttern. Viele Bären nehmen in dieser Zeit um ein Drittel ihres Gewichtes zu, und das will etwas heißen, da einige dieser Riesenkerle in gewöhnlichen Zeiten schon 400 Pfund und darüber wiegen. Einmal werde ich um Mitternacht aus tiefem Schlafe aufgeschreckt. Ich lag mit gebrochenem Fuße allein im Zelt; meine Gefährtin war schon lange abgereist und die meisten Zelte der Nachbarschaft standen jetzt leer. Ich knipste die Taschenlampe an und sehe kaum einen Meter von mir entfernt einen großen Bären, der sich am Speiseschränkchen zu schaffen macht. Ich mache Krach mit allem was in erreichbarer Nähe ist, dem Waschbecken, den Krücken. Er läßt sich nicht stören. Da brüllte ich mit aller Macht: „Rrrraus!". Das wirkt. Er verzieht sich zögernd. Aber ich hatte solches Herzklopfen von der Begegnung, daß ich nicht mehr schlafen konnte. In der folgenden Nacht hatte ich Steine bereit für den Empfang des Bären, und natürlich konnte ich nicht schlafen, hörte auch, wie er sich am Mistkübel zu schaffen machte, wie er näher kam, schwer atmend um mein Zelt strich, Halt machte vor dem Eingang. Mein Herz klopfte hörbar. Dann — ich atmete erleichtert auf — als ob er sich an die letzte Nacht erinnere — Bären sind nicht dumm — „geht vorbei und schaut nicht rein". — Meine kalifornischen Freunde lachten nur, als ich ihnen mein Bärenabenteuer schilderte. Ihr Zelt stand in der Wildnis, wo Füchse und Hasen sich Gutenacht sagen und Bärenbesuch zum alltäglichen gehörte. Einmal, als sie von einem Ausflug zurückkehrten, war ein Sack mit 10 Pfund Zucker verschwunden. Doch entdeckten sie in der Nähe des Zeltes ein weißes Häufchen; der Bär hatte den Sack verkehrt getragen und einen Teil des Zukkers unterwegs verloren." —

Als ich diesen Bericht las, stieg sofort der Gedanke in mir auf, ob denn nicht auch in unserm Schweizer Nationalpark Bären gehalten werden könnten.